

Suhrkamp Verlag

Leseprobe



Enzensberger, Hans Magnus
Der Weg ins Freie

Fünf Lebensläufe, überliefert von Hans Magnus Enzensberger

© Suhrkamp Verlag
edition suhrkamp 759
978-3-518-10759-1

edition suhrkamp

Redaktion: Günther Busch

Die fünf Geschichten, die in diesem Band versammelt sind, beschreiben Ausbruchs- und Selbstverwirklichungsversuche. Jeder dieser Lebensläufe zeigt eine genau bestimmbare subjektive und objektive Situation, deren Schranken er durchbricht: die Sklaverei, die Dienerschaft, das Altenheim, das Irrenhaus, das Militär, das Gefängnis. Was sie vermitteln, sind Erfahrungen; die Erzähler sprechen von *ihren* Problemen, von *ihren* Hoffnungen, von *ihren* Niederlagen. Gleichwohl handeln diese sehr spezifischen Berichte von Befreiungsprozessen, in denen allgemeine Widersprüche und Zusammenhänge aufscheinen: in der Lebensgeschichte eines Gefangenen ebenso wie in der eines Revolutionärs.

Der Weg ins Freie

Fünf Lebensläufe

überliefert

von Hans Magnus Enzensberger

Suhrkamp Verlag

2. Auflage 2015

Erste Auflage 1975

edition suhrkamp 759

© Suhrkamp Verlag Frankfurt am Main 1975

Suhrkamp Taschenbuch Verlag

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das der Übersetzung,
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages
reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Printed in Germany

Umschlag gestaltet nach einem Konzept

von Willy Fleckhaus: Rolf Staudt

ISBN 978-3-518-10759-1

Inhalt

Esteban Montejo der Cimarrón	7
Manuela die Mexikanerin	22
Der Entkommene von Turin	46
Lo Ping-huis Langer Marsch	62
Miguel García der Gefangene	76
Anmerkungen und Nachweise	105
Nachbemerkung	113

Esteban Montejo der Cimarrón

Die Welt

Es gibt auf der Welt allerhand Dinge, die ich mir nicht erklären kann. Alles was mit der Natur zu tun hat, wundert mich. Noch dunkler sind die Götter. Die Götter sind sehr eigensinnig und voller Launen. Daher kommt es, daß auf der Erde so sonderbare Dinge geschehen. Früher, in der Zeit der Sklaverei, habe ich oft in den Himmel geschaut. Die Farbe des Himmels gefällt mir sehr. Einmal hat er sich verfärbt wie eine Kohlenglut, und es gab eine entsetzliche Dürre. Ein anderes Mal verfinsterte sich über der ganzen Insel die Sonne mitten am Tag. Es war als ob der Mond mit der Sonne kämpfte. Die Welt ging rückwärts. Manche verloren die Sprache. Andere hat der Schlag getroffen.

Ich weiß nicht, woher solche Dinge kommen. Die Natur bringt sie hervor. Die Natur ist Alles, auch das, was man nicht sehen kann.

Über den Menschen sind die Götter. Die stärksten Götter kommen aus Afrika. Ich weiß, daß sie fliegen können. Alles, wozu sie Lust haben, bringen sie fertig, durch Zauberei. Warum haben sie nichts gegen die Sklaverei getan? Das geht mir im Kopf herum wie ein Rad. Ich kann es mir nicht erklären. Angefangen hat die Sklaverei mit den mohnroten Tüchern. Früher war ganz Afrika mit der alten Mauer umgeben. Die alte Mauer war aus Palmen gemacht, und es wohnten Insekten in ihr, die wie der Teufel stachen und bissen. Deshalb konnten die Weißen nicht in Afrika eindringen. Bis es ihnen einfiel, auf ihrem Schiff die roten Tücher zu schwenken. Als die schwarzen Könige das sahen, riefen sie ihren Leuten: Lauf, bring mir das mohnrote Tuch! Und die Schwarzen liefen wie die Lämmer auf das Schiff, und wurden eingesteckt. Die Schwarzen haben immer eine Vorliebe für die Farbe Rot gehabt, und das war ihr Verderben. So sind sie nach Cuba verschleppt worden. Das war der Anfang der Sklaverei.

Der Cimarrón

Ich habe meine Eltern nicht gekannt. Ich habe sie nie gesehen. Das ist nicht traurig, denn es ist die Wahrheit. Ich bin ein Cimarrón.

Ich weiß aber, wann ich geboren bin, denn meine Paten haben mirs gesagt: im Jahr 1860, am Tag des heiligen Esteban, wie er im Kalender steht. Deshalb heiße ich Esteban. Damals haben die Herren die Schwarzen verkauft als wären es Ferkel. Mich auch. Ich kam auf die Zuckerplantage von Flor de Sagua. Mit zehn Jahren lief ich zum ersten Mal auf und davon. Sie fingen mich und schlugen mich mit der Kette, daß ich es heute noch spüre. Dann legten sie mir die Handschellen an und schickten mich wieder aufs Feld. Die Kinder schufteten damals wie die Sträflinge. Heute will es mir keiner glauben. Aber ich habe es selbst erlebt.

Wenn ein schwarzes Kind hübsch und zierlich war, nahmen die Weißen es ins Haus und stellten was weiß ich mit ihm an. Den ganzen Tag stand so ein Junge mit dem Fliegenwedel vor dem Tisch, denn die Herren fraßen den ganzen Tag. Wenn ihnen eine Fliege in den Teller fiel, fluchten sie und ließen ihn verprügeln. Ich bin nie im Herrenhaus gewesen. Mit den Herren hatte ich nichts im Sinn. Ich war immer schon so. Schon als Kind war ich ein Cimarrón.

Die Sklaverei

Um halb fünf Uhr früh läutete der Aufseher das Ave Maria. Beim neunten Schlag mußten die Sklaven auf den Beinen sein. Um sechs Uhr schlug die Glocke zum Appell auf dem Platz vor den Baracken, die Frauen links, die Männer rechts. Es war ein weiter, leerer, staubiger Platz. Dort gab es keinen einzigen Baum, keine Palme, keine Zeder, keinen Feigenbaum. Dann wurden wir auf die Zuckerfelder getrieben. Wir arbeiteten, bis die Sonne unterging. Dann läutete es zum Gebet. Um neun Uhr abends schlug die letzte Glocke, die Schweigeglocke, und der Aufseher legte das große Schloß vors Tor.

In der Sklaverei habe ich große Schrecken gesehen. Im Kesselhaus der Siederei war der Stock. Der Stock war aus dicken Bohlen gemacht, und er hatte fünf Löcher für den Kopf, die Hände und die Füße. Wegen einer Bagatelle, wegen einem Dreck wurden die Sklaven in den Stock geschlagen, zwei oder drei Monate lang. Die Lederpeitsche saß den Aufsehern locker. Die schwangeren Frauen legten sie auf den Bauch, damit das Kind nicht verloren ging. Ich habe viele meiner Brüder mit roten Schultern gesehen.

Die zerrissene Haut rieben die Aufseher mit nassen Tabakblättern, mit Salz und mit Pisse ein. Das brannte wie Feuer.

Das Leben war hart in der Sklaverei. Der Mensch ging dabei zugrund. Von einem solchen Leben wollte ich nichts mehr wissen.

Das Spiel

Ich weiß, es hört sich komisch an, aber auch unter der Sklaverei gab es allerhand Zeitvertreib und Spiele. Im Hof, zwischen den Baracken, spielten die Sklaven immer ein Wurfspiel. Sie nahmen einen Maiskolben, spalteten ihn in der Mitte und steckten ihn in die Erde. Obendrauf wurde eine Münze gelegt. Das Spiel ging darum, wer mit einem Steinchen die Münze herunterholen konnte.

Ein anderes Spiel hieß Der Zwieback. Die Schwarzen legten auf ein dickes Brett ein paar Stücke harten Salzzwieback, stellten sich davor, knöpften die Hosen auf und schlugen, so fest es nur ging, mit dem Du-weißt-schon auf den Zwieback drauf. Wer so stark war, daß er den Zwieback damit in Stücke brechen konnte, der hatte gewonnen. Auf den Sieger wurden Wetten abgeschlossen, um ein Stück Geld oder eine Runde Rum.

Das Mayombe-Spiel war etwas ganz anderes. Es hatte mit der Religion zu tun. Dazu braucht es viele Trommeln. Eine große Kasserolle wird mitten in den Hof gestellt. Im Topf sind die mächtigen Geister versammelt. Alle fangen an zu singen, die Trommeln werden lauter und lauter. Dann werden allerhand zauberhafte Sachen in den Topf geworfen. Das Mayombe ist ein sehr nützliches Spiel, denn die heiligen Geister helfen einem, gesund zu werden oder einen Streit zu begraben. Man braucht zu diesem Spiel vor allem Friedhofserde. Vier kleine Häufchen davon werden in den Ecken des Hofes aufgeschichtet. Das sind die vier Ecken der Welt.

Wenn der Herr einen Sklaven strafen oder prügeln ließ, dann kratzten die andern ein wenig Erde unter seinen Füßen zusammen und warfen sie am Abend in den Topf. Dann war es eine Kleinigkeit, dem Herrn eine Krankheit an den Hals zu wünschen oder jemand aus seiner Familie totzubeten. Solang diese Erde in dem Topf war, konnte der Herr nicht entrinnen. Nicht einmal

der Teufel selber hätte ihm heraushelfen können. Das war die Rache der Schwarzen aus Afrika.

Die Flucht

Wer dablief, der war ein Niemand. Ich wollte fliehen. Immer dachte ich an die Flucht. Oft konnte ich nicht einschlafen, weil ich an die Flucht dachte.

Die meisten Sklaven fürchteten sich vor dem Leben in den Bergen. Eingefangen wirst du doch, sagten sie. Ich dachte mir aber: Im Wald ist es besser. Und ich wußte, die Arbeit auf dem Feld, das war die Hölle. Da nahm ich mir den Aufseher vor und ließ den Hund nicht mehr aus den Augen. Ich seh ihn heute noch. Er war groß, ein Spanier, glaube ich. Nie nahm er seinen Hut ab. Die Schwarzen fürchteten ihn. Mit einem Schlag konnte er einem das Fell in Fetzen hauen. Eines Tages, ich weiß nicht warum, hielt ich es nicht mehr aus. Ich schaute ihn an, und die Wut faßte mich an wie ein Feuer.

Ich pfiß, und er drehte sich nach mir um. Da habe ich einen Stein genommen und ihn mitten in seine Fresse geworfen. Ich habe gut getroffen. Das weiß ich, denn er schrie: Haltet ihn fest! Ich rannte und blieb nicht mehr stehen, bis ich allein war, in den Bergen, im Wald.

Die Höhle

Viele Tage lang lief ich ohne Weg und Ziel herum. Zuerst war ich wie ein Mensch, der verloren ist, denn ich hatte die Zuckersiederei noch nie in meinem Leben verlassen. Ich stieg bergauf und bergab, ich ging in die Irre. Bald hatte ich Blasen an den Füßen, und meine Hände waren geschwollen.

Da suchte ich mir einen Platz unter einem Baum und schlug ein Lager auf. Ich baute mir eine Hütte und deckte sie mit Guinea-Gras. Das brauchte nur ein paar Stunden. In der Hütte ruhte ich mich vier oder fünf Tage lang aus. Dann hörte ich eine Menschenstimme. Das war mir genug, und ich lief davon.

Dann fiel mir ein, daß es hier viele Höhlen gibt. Ich fand eine Grotte und blieb darin mehr als eineinhalb Jahr lang. Das war gut, denn ich mußte nicht länger umherlaufen.

Die Höhle war sehr groß, und dunkel wie ein Backofen. Es

hausten aber darin sehr gefährliche Schlangen. Sie heißen majaes, und sie wohnen im Wald und in den Höhlen. Mit ihrem süßen Atem schläfern sie den Menschen ein, ohne daß er es merkt. Dann saugen sie ihm das Blut aus. Wer da nicht auf der Hut ist, dem ergeht es schlecht. Ich habe immer ein Feuer angesteckt, um die Schlangen zu erschrecken. Die Schwarzen aus Afrika sagen, die majaes werden über tausend Jahre alt. Dann verwandeln sie sich in gewöhnliche Nattern. Sie wandern zum Meer und verschwinden darin.

Die Höhle war von innen wie ein großes Haus. Nur viel dunkler, das versteht sich. Alles war voller Dreck. Das machen die Fledermäuse. Die haben dort ein freies Leben. Die Fledermäuse waren und sind die Herren der Höhlen. Das ist auf der ganzen Welt so.

In der Grotte war es ganz still. Nur die Fledermäuse rauschten. Tag und Nacht ging es: Schui, schui, schui. Singen können sie nicht, aber sie reden miteinander und verstehen alles. Ich sah, wie eine von ihnen sagte: Schui, schui, schui, und der ganze Schwarm flog ihr nach.

Die Höhle war meine Sommerfrische.

Der Wald

Im Wald gefiel es mir. Ich kannte alle Wege. Ich bin viele Jahre im Wald geblieben. Es ging mir gut wie einem Kind. Von der Sklaverei wollte ich nichts mehr hören und sehen. Oft vergaß ich, daß ich auf der Flucht war, und fing zu pfeifen und zu singen an. Lange Zeit habe ich mit keinem Menschen gesprochen. Diese Ruhe gefiel mir sehr.

Mit einem Strick zog ich aus, um Ferkel zu fangen. Das Fleisch habe ich mir geräuchert. Es gibt viel Gemüse im Wald, auch Blätter, aus denen man Zigarren drehen kann, und wilden Honig. Das Wasser in den Bergen war sehr gut. Es hat mir nichts gefehlt, außer der Liebe. Frauen gab es nicht im Wald. Nur die Stuten. Eine Stute konnte ich mir immer nehmen, aber die Stuten wieherten als ritte sie der Teufel. Die Aufseher hörten den Lärm und kamen gerannt. Ein schöner Dummkopf, wer sich in Ketten legen ließe wegen einer Stute!

Einmal kam ich ans Meer. Das Meer, dachte ich, ist ein riesiger Fluß. Aber je näher ich kam, desto größer wurde das Meer. Ich

schaute es an, und es wurde mir weiß vor den Augen und zerfloß, so groß war das Meer. Das Meer ist ein Geheimnis. Es kann die Menschen forttragen und gibt sie nie wieder her.

Im Wald habe ich mir angewöhnt, mit den Bäumen zu leben. Ich kenne einen Baum, der nachts sagt: Utsch utsch, ui ui, utsch utsch, wie ein Vogel. Ein Baum ist etwas Großes. Er ist wie ein Gott. Einen Baum darf man nicht töten, denn er gibt einem alles was er hat.

Sonst ist auf niemand Verlaß, nicht einmal auf den Heiligen Geist. Ein Cimarrón ist auf sich allein angewiesen. Mich haben die Vögel und die Bäume unterhalten, und zu Essen hatte ich genug. Im Wald hat mir nichts gefehlt.

Die Geister

Von den Geistern kann man nicht sagen, daß sie die oder jene Farbe haben. Sie erscheinen allen Menschen, aber die meisten wollen nicht darüber sprechen. Ich habe wunderbare Dinge gesehen. Der Reiter ohne Kopf ist eine furchtbare Erscheinung. Einmal ist er mir begegnet und hat gesagt: Geh dorthin und hol das Geld. Ich bin hingegangen, kalt vor Angst, und was habe ich gefunden? Einen Haufen Kohlen. Dieser Geist war ein Spaßmacher, oder ein armer Teufel.

Eine andere Erscheinung sind die Güijes. Sie kommen aus den Flüssen und sonnen sich, wenn es warm ist. Kleine schwarze Leute mit platten Köpfen. Ja, sie sehen aus wie Frösche mit ihren platten Köpfen.

Die Sirenen kommen aus dem Meer, vor allem in der Johannisnacht. Sie kämmen sich das Haar und schmeicheln sich bei den Männern ein. Oft nehmen sie einen Fischer mit auf den Grund. Sie haben einen Zauber, damit der Mann nicht ertrinkt.

Vor den Geistern darf man sich nicht fürchten. Die Lebendigen sind gefährlicher als die Toten. Wer einen Toten trifft, muß ihn fragen: Was willst du von mir, Bruder? Wenn einer stirbt, oder wenn er schläft, macht sich seine Seele auf und davon. Sie ist müde, weil sie den ganzen Tag viel herunterschlucken muß. Deshalb fliegt sie fort und streift durch die Luft und übers Meer. Wie eine Schnecke, die ihr Haus liegenläßt.

Ich will nicht zuviel daran denken. Diese Dinge sind dunkel. Sie machen mich müde. Doch der Mensch denkt immerzu, am

meisten, wenn er allein ist. Er denkt sogar im Traum. Es ist nicht gut, davon zu reden. Mancher hat sich schon um Kopf und Kragen geredet. Außerdem ist es mit den Geistern so wie mit den Märchen, die nicht aufhören wollen. Niemand kennt das Ende.

Die falsche Freiheit

Eines Tages hörte ich ein Geschrei. Wir sind frei! riefen die Leute. Ich hörte es und konnte es nicht glauben. Ich weiß nicht warum, aber ich dachte: das ist eine Lüge.

Ich stieg von den Bergen herunter. Als ich aus dem Wald kam, traf ich eine Alte mit zwei Kindern auf dem Arm. Ich fragte sie: Sag mir, ist es wahr, daß wir keine Sklaven mehr sind? Sie antwortete: Ja, wir sind frei. Da ging ich weiter und suchte mir eine Arbeit.

Sie hatten die Schlösser und Riegel von den Baracken abgenommen, und die Wächter waren fort. Aber die Arbeit auf dem Feld war so wie immer. Nach drei Monaten hatte ich aufgerissene Hände und geschwollene Füße.

Das Zuckerrohr und die Hitze bringen einen fast um. Der Tag auf dem Feld will kein Ende nehmen. Die Aufseher sind die alten geblieben. Wenn einer eine Pause machte, hieß es gleich: Du wirst entlassen.

Das war die Befreiung der Schwarzen, von der ich soviel gehört hatte. Ich habe mir gleich gedacht, daß es eine Lüge war. Reden und Schreie richten nichts aus.

Die Frauen

Das Größte was es gibt sind die Frauen. Ich habe immer eine gefunden, die mir sagte: Ich will bei dir bleiben.

Wenn ich eine Frau brauchte, ging ich ins Dorf. Am Sonntag waren die Straßen voller Tänzer. Damals waren die Mädchen anders, sie machten weniger Umstände. Wenn ihnen einer gefiel, nahmen sie ihn mit aufs Feld und ließen sich ins heiße Zuckerstroh legen. Sie wußten was sie wollten, und sie wollten dasselbe wie du. So war es mir recht: heute die und morgen eine andere. Ich habe allerlei Frauen gekannt, sanfte und wilde, helle und dunkle. Wenn ich daran denke, so scheint es mir, als müßte ich viele Nachkommen haben. Aber ich kenne keins von meinen

Kindern. Manchmal kam ein Mädchen zu mir und zeigte mir ihr Kind und sagte: Das ist dein Sohn. Aber ob das die Wahrheit oder ob es gelogen war, wer kann das wissen?

Mit einer war ich lange Zeit zusammen. Das war eine von diesen schönen maulbeerblauen Mulattinnen. Sie hieß Ana. Aber sie war eine Hexe. Jeden Abend rief sie die Geister ins Haus und sprach mit ihnen, daß es mir angst und bange wurde. Einmal wurde es mir zu dumm und ich sagte: Ich will nichts mehr mit dir zu tun haben, du Hexe. Da hat sie sich aus dem Staub gemacht, und ich habe sie nie wiedergesehen.

Sich das ganze Leben lang an eine Frau zu hängen, das ist nichts für mich. Jetzt bin ich alt. Von Zeit zu Zeit finde ich immer noch eine, die sich zu mir hinlegt. Aber es ist nicht mehr so wie früher. Eine Frau ist etwas Großes. Ich sage die Wahrheit: Was mir auf der Welt am besten gefallen hat, das sind die Frauen.

Der Teufel

Der Teufel läßt keine Gelegenheit aus. Er läßt sich zu jeder Zeit holen, um sich ein Vergnügen zu machen und etwas Böses anzurichten. Am besten geht es am Dienstag, denn der Dienstag ist der Tag des Teufels. Deswegen bringt der Dienstag Unglück. Ich gebe zu, es schüttelt mich, wenn ich bloß das Wort Dienstag höre. Dann ist es mir, als wäre der Teufel schon in der Nähe.

Wenn du einen Handel mit ihm anfangen willst, brauchst du nur einen Hammer und einen großen Nagel, weiter nichts. Du suchst dir einen Kapok-Baum in einer Lichtung und schlägst den Nagel mit drei lauten Schlägen in den Stamm. Wenn das der Große Hornteufel hört, kommt er ganz ruhig und gleichgültig daher, als ob die ganze Sache ihn nichts angehe. Es liegt ihm nichts daran, dir Furcht einzujagen. Er weiß, daß er seltsam und schrecklich genug aussieht. Er kommt rot wie eine Flamme. Feuer springt aus seinem Mund. Er hat eine gegabelte Lanze in der Hand. Du kannst in aller Ruhe mit ihm reden. Nur mußt du sehr deutlich sprechen, denn für ihn sind die Jahre wie ein Tag. Wenn du ihm versprichst, daß du etwas für ihn in drei Jahren tun willst, so meint er, es wären nur drei Tage. Wer das nicht weiß, der ist verloren. Ich habe immer Bescheid gewußt, was den Teufel angeht. Er rechnet nicht wie ein Mensch. Ich weiß nicht, wie es heute zugeht, aber damals hat sich der Teufel in alles eingemischt.

Ich habe mich nicht viel um ihn gekümmert. Ein Mann wie ich ist nicht für die Zauberei gemacht. Ich bin zu ungeduldig, und ich mache mich über alles lustig. Deshalb bin ich nie ein guter Zauberer geworden.

Die Maschinen

Eine Zeitlang kamen und gingen die Ingenieure. Sie liefen durch die Felder und besahen sich die Zuckersiederei. Alles wollten sie verbessern. Wenn es hieß: Die Ingenieure kommen, dann mußten wir alle saubere Kleider anziehen, und der Aufseher ließ die Kessel scheuern, bis sie blank wie die Sonne waren.

Die Ingenieure waren Ausländer. Sie kamen aus England oder aus Amerika. Die alte Dampfmaschine war ihnen zu langsam, sie ließen eine größere kommen. Sie brachten auch eine Zentrifuge.

Das große Werk von Ariosa hatte drei Maschinen. Die Schrotmühle zerhackte das Zuckerrohr, der Kollergang preßte den Saft heraus, das Mahlwerk machte den Rückstand für die Öfen klein. Als ich sah, wie alle diese Maschinen sich auf einmal rührten, blieb mir der Mund offenstehen. Sie gingen ganz von allein. Das sah wunderbar aus. Nie zuvor hatte ich einen solchen Fortschritt gesehen.

Am meisten freuten sich die Pflanze, weil ihnen die Mühle immer mehr Rohr abnahm. Und dann die Maschinisten, die Kessel- und Waagmeister. Sie hielten sich für etwas Besseres. Sie wohnten auch in bequemen Häusern. Die Maschinen haben auch viel Haß und Ungleichheit gebracht. Wer auf dem Feld arbeitete, in der Sonnenhitze, dem halfen sie nichts.

Der Karsamstag

Am Karsamstag waren in der Stadt die merkwürdigsten Dinge zu sehen. Es gab so viele Leute wie in der Hölle. Arm und reich, alles durcheinander, jede Ecke ein Bienenkorb, die Straßen lustig und voller Lichter, Lampions und Papierschlängen. Die fahrenden Leute sind gekommen und haben angefangen zu tanzen und Pirouetten zu schlagen. Es waren Zigeuner, Spanier und Cubaner dabei. Sie kreischten und sangen. Auch Puppenspieler waren dabei, und die Kinder wurden närrisch vor Vergnügen, wie sie die großen Marionetten sahen, die an einem Faden hingen und laufen

und zappeln konnten. Manche von den Marktschreibern waren als Harlekine verkleidet, mit gestreiften oder buntgewürfelte Kostümen und großen Hüten. Sie machten große Sprünge, warfen Bonbons unter die Menge und aßen alles auf, was die Leute ihnen gaben. Sie legten sich platt auf den Boden und ließen sich einen schweren Feldstein auf den Bauch legen. Dann nahm ein Zuschauer einen großen Schlegel und haute den Stein entzwei. Nach dem letzten Hieb stand der Spaßmacher auf und verbeugte sich. Jeder hätte gedacht, daß alle seine Rippen gebrochen wären, aber nichts davon! Ja, diese Spaßmacher verstanden sich auf alle möglichen Tricks. Sie lasen einem auch die Vergangenheit und die Zukunft aus dem Gesicht. Es waren sehr sympathische Leute. Einer von den Gauklern verschluckte brennende Papierstücke. Dann zog er sie wieder aus dem Mund hervor, da waren farbige Bänder daraus geworden. Die Leute schrien laut vor Bewunderung, weil sie sich das Ding nicht erklären konnten.

Die Besten unter den fahrenden Leuten waren die Zigeuner. Sie waren sehr lustig und sehr ernst. Sie trugen durchlöcherter Kleider, Westen und große rote Schals. Die Zigeuner kommen aus einem Land, das sehr weit fort ist. Den Namen ihres Landes weiß ich nicht mehr. Es liegt über dem Meer. Sie machen sich nicht viel aus dem Essen und kochen an der frischen Luft. Für die Zigeuner habe ich immer etwas übriggehabt.

Die Lotterie

In der Karwoche gab es auch noch ein anderes Vergnügen. Das war die Lotterie. Die Gewinne, das waren Taschentücher, Kölnisch Wasser, Rosenpomade und Nähmaschinen. Die Taschentücher waren klein und schäbig, und das Kölnisch Wasser ein Gestank. Ich habe es nie genommen, man kriegt nur einen Schnupfen davon. Die Nähmaschinen waren bloß der Köder für die Dummen. Dumme gibt es genug. Die Leute setzten auf alle Nummern, die es gab, doch nie kam die Nähmaschine heraus. Das ging stundenlang so her. Ich bekam schon vom Zuschauen eine rechte Wut, wie sie alle auf diese berühmte Nähmaschine warteten und ihren letzten Heller ausgaben. Alles für die Katz! Wenn es nach mir gegangen wäre, ich hätte die ganze Lotterie angezündet.

Der ärgste Schwindel sind die Tombolas der Pfarrer. Vor ein

paar Jahren sind wir nach Arroyo Apolo gegangen. Dort gibt es auch eine Kirche. Die Pfarrer haben uns eingeladen. Einer hielt die Messe. Er wollte uns einseifen, indem er uns die Worte Christi hersagte und allerhand andern Honig vergoß. Mitten in der Predigt fing er damit an, daß man alle Kommunisten ausrotten muß. Die Kommunisten sind die Kinder des Teufels, sagte er. Das hat mich gewurmt, denn ich war damals in der Sozialistischen Partei. In die Kirche bin ich nie wieder gegangen, und den Pfarrer habe ich auch nicht wiedergesehen. Aber ich habe gehört, daß er neulich wieder ein Fest gegeben und eine große Tombola eingerichtet hat. Alle haben Lose gekauft, und was haben sie gezogen? Winzige Taschentücher, ein paar Socken und einen Haufen andern Scheißdreck. Ich habe gedacht: Es ist immer derselbe Schwindel. Die Lotterien sind ein Kasperletheater für dumme Leute. Ich spiele nicht mit.

Die Pfarrer

Wer glaubt, den muß man in Ruhe lassen. Ich habe nicht viel übrig für die Religion. Zu meiner Zeit hatte es in Cuba jedermann mit dem Christentum, auch die größten Gangster.

In Ariosa stand am Feiertag die Zuckermühle still, und die Felder lagen verlassen wie ein Friedhof. Die Pfarrer fingen schon in aller Frühe zu beten an und wollten gar nicht mehr aufhören. Die Kirche war nicht weit, aber ich habe nie einen Fuß hineingesetzt. Die Sakristei war ein rechtes Hurenhaus. Ehrwürden, gebt mir euern Segen, sagten die scharfen Mädchen, bevor sie mit dem Pfarrer ins Bett gingen.

Die Pfarrer können mir gestohlen bleiben. Es gibt richtige Gauner unter ihnen. Immer haben sie Lust auf ein Stückchen Fleisch. Ihre Kinder verstecken sie unter der Soutane und nennen sie Neffen oder Patensöhne. In Ariosa waren die Pfarrer sehr mächtig und mischten sich in alles ein. Sie hatten eine Menge Gold und gaben nichts davon her. Um die Arbeiter in der Zuckermühle kümmerten sie sich überhaupt nicht. Im Maschinenhaus ließen sie sich nicht blicken. Vielleicht hatten sie Angst, sie würden dort ersticken. Sie waren zart und weich wie Butter, die Pfarrer. Übrigens gibt es keine wahren Katholiken in Cuba. Bei uns hat jeder seine eigene Zauberei. Alle Religionen haben sich bei uns vermischt. Die spanische ist schwach und die afrika-

nische ist stark. Wer glaubt, den muß man in Ruhe lassen. Denn das wichtigste ist die Gelassenheit. Ohne sie kann der Mensch nicht denken und nicht leben.

Der Aufstand

Dann kam die Zeit, wo alle Welt anfang, vom Aufstand zu reden. Es roch nach Krieg. Mit den Spaniern, hieß es, ist es aus und vorbei, und Viva Cuba libre!

Ich hörte mir alles an und sagte kein Wort. Die Revolution gefiel mir. Ich hielt große Stücke auf die Anarchisten, weil sie ihren Hals riskierten und keine Furcht hatten.

Aber täusch dich nicht! Der Krieg bringt das Vertrauen unter den Menschen um. Deine Brüder sterben neben dir und du kannst nichts für sie tun. Wenn alles vorbei ist, kommen die schlaun Ratten aus den Löchern und machen sich einen guten Tag.

Und doch kannst du dich nicht verdrücken, wenn das Elend zu groß wird. Du mußt dich schlagen, sonst bist du nichts wert.

Die Schwarzen haben nicht lang gefragt, wozu die Revolution da war. Der Krieg mußte sein. Niemand wollte mehr unter den Spaniern leben. Niemand wollte mehr die Ketten leiden, das schlechte Fleisch essen, und im Morgengrauen aufs Feld gehen. Es war nicht recht, daß die Weißen alles hatten, und daß es keine Freiheit gab. Deshalb zogen wir in den Befreiungskrieg. Es ging um unsere Haut. Wer zu Hause blieb, hatte keine Freunde mehr. Er konnte nicht länger leben. Er starb vor Traurigkeit.

Verloren habe ich nichts in diesem Krieg, nicht einmal meine Gesundheit. Nur eine spanische Kugel habe ich im Bein. Der schwarze Fleck ist mir davon geblieben. Mancher aber ist kaum aus dem Wald gekommen und fiel am ersten Tag schon vom Pferd in die Grube.

Die Schlacht von Mal Tiempo

Im Dezember fünfundneunzig sagte ich zu meinen Freunden: Es ist Zeit, daß wir unsere Köpfe erheben. Am selben Nachmittag verließen wir die Raffinerie und gingen bis zum nächsten Bauernhof. Zu dem Bauern sagte ich ganz höflich: Bitte geben Sie uns

Ihre Pferde mit Zaum und Sattelzeug. Dann saßen wir auf und ritten davon.

In Las Villas stießen wir zu den Aufständischen. Wir hatten keine Gewehre, nur unsere großen Messer. Vor der Schlacht sagten die Anführer: Wenn ihr den Feind seht, stürzt euch auf ihn mit der Machete.

Mal Tiempo ist eine große Ebene mit Zuckerrohr- und Ananasfeldern. Es war am frühen Morgen. Wie die Spanier uns sahen, fingen sie an zu zittern. Sie fürchteten sich vor den Messern. Manche warfen sich zu Boden, andere ließen ihre Gewehre fallen und versteckten sich im Gebüsch. Es gab auch tapfere Teufel unter ihnen. Ein kleiner Spanier hätte mich fast umgebracht. Ich packte ihn am Kragen und hielt ihn fest. Da sah er mich an und schrie: Ihr seid die reinsten Wilden! Die Spanier hatten sich die Sache anders vorgestellt. Sie wunderten sich, daß wir ihnen die Köpfe abschnitten; denn sie dachten, wir seien keine Menschen, sondern Hammel. Die Schlacht dauerte nur eine halbe Stunde, aber es war eine blutige Arbeit. Zum Schluß lagen überall kleine Spanier-Köpfe zwischen den Ananasstauden. Ich habe selten so etwas Eindrucksvolles gesehen.

Die Cubaner haben in Mal Tiempo begriffen, daß sie stark sind. Es war ein großer Triumph für die Revolution und eine große Schlächtereier. So mußte es geschehen. Das Leben ist nicht einfach. Es gibt Dinge in der Welt, die niemand ändern kann.

Der schlechte Sieg

Wir zogen in Habana ein und feierten den Sieg. Das war der reinste Jahrmarkt. Wer ein Buschmesser trug, war ein Befreier. Die Mädchen fielen uns zu wie reife Pflaumen. Am Hafen rührten sich Tag und Nacht die Trommeln. Die Leute warfen Hüte und Taschentücher in die Luft. Überall schallte der Rumba. Es war wie das Ende der Welt. Alles schrie aus vollem Hals: Viva Cuba libre!

Aber der Sieg hatte auch seine Haken. Die Cubaner bildeten sich ein, die Amerikaner seien zum Vergnügen auf unsere Insel gekommen. Bald aber merkten sie: Die Amerikaner hatten, ganz still und heimlich, das beste Stück des Kuchens eingesackt. Da hieß es dann: Die Amerikaner sind die größten Dreckschweine. Das ist wahr. Aber wer hat sie ins Land gebracht? Und wer hat

sich von ihnen herumkommandieren lassen? Das waren die reichen Cubaner, die überall ihre weißen Finger drin hatten. Und unsere kleinen Herren Offiziere waren auch nicht unschuldig.

Die Amerikaner liefen in ihren gelben Uniformen herum, immer schön gebügelt und schwer besoffen. Nigger, Nigger, riefen sie den Schwarzen nach, und wenn ihnen ein schönes Mädchen über den Weg lief, ging es gleich: Fucky, fucky. Wenn ich die Wahl habe zwischen den Spaniern und den Amerikanern, sind mir die Spanier lieber. Das heißt, solange sie bleiben wo sie sind. Jeder wo er hingehört! Die Amerikaner gehören in die Hölle.

Als der Krieg zu Ende war, sah ich, in der Stadt war lauter Schwindel und Betrug. Neger, Freundchen, hieß es, hier wirst du reich! Ja wers glaubte! In Habana konnte man vor Hunger sterben. Ich nahm meinen Sack und ging zum Bahnhof an der großen Hafenuauer. Ich kehrte zurück auf die Zuckerfelder. Meine Taschen waren leer. Ich habe nichts vergessen.

Die Freundlichkeit

Das beste, was es gibt, ist, wenn die Menschen wie Brüder zueinander sind. In der Stadt gibt es das nicht oft. In der Stadt gibt es zu viele Reiche. Die Reichen glauben, sie sind die Herren der Welt, und sie helfen keinem Menschen. Auf dem Land ist es anders.

In unserer Gegend waren wir zu unsern Nachbarn wie Brüder. Jeder half dem andern, wenn es um die Aussaat, um eine Fuhre oder ein Begräbnis ging. Eine Palmhütte zum Beispiel war leicht gebaut und gedeckt, in zwei oder drei Tagen. Alle halfen mit. Wir wußten: einer allein wird leicht müde und richtet nicht viel aus.

Ohne Freude kann der Mensch nicht leben. Auf dem Land gab es immer einen Spaß. Wenn einer dem andern die Schweine hütete, fing er sich manchmal eines und steckte es auf den Spieß und gab ein Fest für alle seine Freunde. Damals trugen die Schweine aber ein Zeichen ins Ohr gebrannt, wem sie gehörten. Also kam das gebratene Schwein auf den Tisch, mit Blumen im Maul, auf einem Zedernbrett, das Ohr nach draußen, so daß ein jeder das Zeichen sehen konnte. Wenn dann der Mann kam, dem das Schwein gehörte, so durfte er keine böse Miene machen. Im Gegenteil, gewöhnlich ließ er sich am besten schmecken.

Was sich in solchen Sachen zeigt, das ist die Freundlichkeit. Viel